

Nichts gegen Kim Il-sung

Von der liebenden Tochter eines unerschütterlichen Kommunisten: »Dear Pyongyang« im Berlinale-Forum

Grit Lemke

Filmfestivals dienen dazu, die Menschheit mit ihren zwei größten Übeln zu konfrontieren: Familien und Videokameras. Im Gegensatz zur Familie kann man sich seine Videokamera aussuchen. Leider scheint in der Gebrauchsanweisung von den Dingen der Befehl enthalten zu sein: Geh los und filme alles, was dir vor die Linse rennt, vorzugsweise deine Verwandtschaft, und laß auch den Rest der Welt daran teilhaben, wie schlimm es bei euch zu Hause ist!

Wer zählt die Meine-Familie-und-ich-Geschichten, von denen wir überschwemmt wurden, seit Lars von Trier die verwackelte Handkamera salonfähig machte und junge Filmschaffende planlos mit authentisch verwechseln? Und doch geschehen Wunder. Der jungen Filmemacherin Yang Yong-hi gelingt ein solches, obwohl sie mit der Digitalkamera in Ich-Form die Geschichte eines Vater-Tochter-Konflikts erzählt.

Es beginnt in einer klitzekleinen Küche in Japan, wo Yang Yong-hi ihrem Vater einen Umschlag mit Geld überreicht, das er stolz und gewissenhaft in die Kamera zählt. Ein koreanischer Neujahrsbrauch. Traditionen werden groß geschrieben in dem Haus, das vollgestellt ist mit Werken des Großen Führers und dessen Wände mit den Bildern von Kim Il-sung und Kim Yong-il geschmückt sind.

Der Vater emigrierte als 15jähriger von Südkorea nach Japan und wurde unter dem Eindruck der japanischen Besetzung, des Kriegs und der Teilung des Landes zum glühenden Kommunisten, nordkoreanischen Patrioten und engagierten Politfunktionär. Es ist eine absurde Doppelwelt, in der das Mädchen aufwächst: »draußen« die japanisch-verwestlichte Kultur, Jeans und Rock'n'Roll, zu Hause koreanische Kleidung und die geradezu mythische Beschwörung eines »Vaterlands«, das sie nicht kennt, aber dessen Lieder und Gedichte sie lernt. In seiner grenzenlosen Hingabe ist der Vater zum größten Opfer bereit: Er schickt seine Söhne in die »Heimat«, auf daß sie dort dem Großen Führer treu dienen.

Das kleine Mädchen erlebt mit, wie die drei älteren Brüder – der jüngste ist 14 – nach Nordkorea verschifft werden, wie die Mutter noch regungslos am Kai steht, als das Schiff schon lange am Horizont verschwunden ist. Tränen über den Verlust werden später nicht erlaubt sein. Statt dessen schickt die Mutter nun unentwegt Berge überlebenswichtiger Dinge in das gelobte Land, die es dort nicht gibt und die einen den Begriff des Westpakets völlig neu definieren lassen. Gelobt wird dafür nicht sie, sondern immer nur der Große Führer – einer der Widersprüche, die Yang Yong-hi mit zunehmendem Alter deutlich werden.

Ihr gelingt das Kunststück, sich den Konflikt und die Tragödie langsam, fast beiläufig und klug strukturiert, auf verschiedenen Zeitebenen entfalten zu lassen. Sie filmt ihre Eltern im Alltag und ist mit der Kamera dabei, als in Pjöngjang mit allen Kindern, Enkeln und Verwandten der 70. Geburtstag des Vaters begangen wird – zu Ehren Kim Il-sungs, versteht sich. In all ihrer Verzweiflung über die – hauptsächlich politische – Kluft zwischen ihr und dem Rest der Familie entdeckt sie dabei ein »dear« Pjöngjang, Momente tiefer Verbundenheit

mit der Familie, stille Zärtlichkeit jenseits der Parolen.

Yang Yong-hi hält die Kamera nicht einfach drauf, sondern vermag zu sehen: kleine Gesten, Blicke, die Irrungen der Weltgeschichte in den alltäglichen Verrichtungen einer Familie. Oft lacht sich die filmende Tochter einfach nur schlapp und findet das alles gar nicht so dramatisch. Nie sind die Fragen bohrende Anklage; asiatische Höflichkeit, Respekt und eine nicht zu erschütternde Tochterliebe liegen über allem. Derartig sanft gelenkt, gesteht der Vater schließlich doch Verletzungen und Fehler ein und entläßt die Tochter aus der nordkoreanischen Staatsbürgerschaft.

Als sie am Ende die Hand des mittlerweile schwerkranken Vaters hält, der kaum noch sprechen kann, hat sie mehr geschafft als die meisten von uns: Frieden mit den Eltern und einen wirklichen schönen Film.

»Dear Pyongyang«, Regie: Yang Yong-hi, Japan/Korea 2005, 107 min

Erschienen in: junge Welt 15.02.2006

<http://www.jungewelt.de/2006/02-15/018.php>